

„Vor neue Herausforderungen gestellt“

Fragen an Bischof Wanke

Bischof Joachim Wanke ist seit 1981 Apostolischer Administrator in Erfurt und Meiningen und gegenwärtig stellvertretender Vorsitzender der Berliner Bischofskonferenz. Die bisherigen seelsorglichen Erfahrungen und ihre Nutzbarmachung auch im Verhältnis zur Bundesrepublik bildeten den Kern des Gesprächs. In ihm werden neben seelsorglichen auch stärkere ökumenische Akzente gesetzt.

HK: Herr Bischof, die Katholiken in der DDR, die Christen überhaupt, sind politisch frei geworden. Sie sind vermutlich sogar freier, als ihre Glaubensbrüder in anderen bisher kommunistisch geführten Ländern es schon sind. Was ist, kirchlich und primär seelsorglich betrachtet, damit leichter, was unter Umständen schwerer geworden?

Wanke: Wir teilen das Grundgefühl der meisten Menschen in diesem Land: das Grundgefühl der Freude und der Erleichterung über die neuen Gegebenheiten. Dieses Grundgefühl wird allerdings überlagert von einer gewissen Sorge über die sozialen Probleme, die sich in der unmittelbaren Erwartung der politischen Vereinigung unseres Landes stellen. Freude und Erleichterung, das gilt auch für das kirchliche Leben. Von unseren Gläubigen, besonders von denen, die im öffentlichen Leben stehen, ist nun der Druck genommen. Sie können sich frei zum christlichen Glauben bekennen. Damit eröffnen sich uns neue Chancen, aber sicher werden wir auch vor neue Herausforderungen gestellt, die wir noch nicht ganz übersehen und von denen wir nicht wissen, wie wir ihnen begegnen können.

HK: Herausforderungen welcher Art?

Wanke: Wir fragen uns, was uns eine Entwicklung bringen wird, die unterschiedlichen Kräften in der Gesellschaft Raum gibt und möglicherweise die Gläubigen vom Gemeindeleben ablenkt ...

„Wir sind herausgefordert zu einem neuen Stil seelsorglichen Arbeitens“

HK: Der Außendruck hat die Katholiken bisher enger zusammgeführt zu einer festen Solidarität. Werden sich diese Befestigungen über kurz oder lang auflösen?

Wanke: Ich werde oft darauf angesprochen, ob der bisherige Außendruck zu einer Art „Schulterschluß“ der Katholiken geführt hat. Dies ist sicher so. Die Bedrängnisse von außen haben unseren Gemeinden zusätzlich Zusammenhalt gegeben. Ich hoffe, daß die guten Erfahrungen, die dabei gemacht wurden, auch in die Zukunft hineingetragen werden. Was unser Leben reich macht, sind ja nicht die materiellen Güter allein, so sehr diese erwünscht sind, sondern die Solidarität in den alltäglichen Lebensbeziehungen, die Möglichkeit der persönlichen Begegnung, das gemeinsame Feiern. Da bietet die kirchliche Ge-

meinde, bieten das Kirchenjahr und jene Feste, die gläubige Menschen miteinander feiern können, einen willkommenen Raum, um dies miteinander fortzuführen.

HK: Wird Ihr Problem in der nächsten Zeit sein, daß die Gepflogenheiten unserer Freizeit- und Konsumgesellschaft hier einbrechen und im Entstehen einer neuen Freizeitkultur viel Aufmerksamkeit von Glaube und Religion abgezogen wird und damit auch die gemeindlichen Solidaritätsstrukturen auseinanderbrechen?

Wanke: Sicherlich haben katholische Christen ihre Freiheit nicht ausschließlich im Umfeld ihrer Gemeinden gebracht. Es gab ja auch bisher viele „profane“ Möglichkeiten der Freizeitgestaltung, seien es nun Gartenvereine oder Freizeitklubs, wenn auch unter sozialistischem Vorzeichen. Aber unsere Gläubigen haben schon gerne, nicht zuletzt wegen der ideologischen Einfärbung anderer Freizeitmöglichkeiten, die Angebote angenommen, die gerade von der Kirchengemeinde kamen. Dies wird in naher Zukunft ohne Zweifel anders werden. Es wird vielfältigere Angebote geben, so daß Seelsorger und kirchliche Anbieter, auch unsere Bildungshäuser es schwerer haben werden, die Menschen zu erreichen.

HK: Heißt das, es bedarf neuer Formen des Zugehens der Kirche auf die Menschen, einer Strategie nachgehender Seelsorge sozusagen? Und wenn, wieweit läßt sich das von der personellen Ausstattung her überhaupt machen?

Wanke: Ich gebe Ihnen darin recht. Wir sind durch die neue Situation herausgefordert zu einem neuen Stil seelsorglichen Arbeitens. Ich möchte es so sagen: Wir müssen die Menschen dort abholen, wo sie wirklich stehen. Es war in der Vergangenheit schon schwierig, und es wird in Zukunft noch schwieriger werden, ein Einheitsmodell des christlichen Nachfolgeweges zu entwerfen, das sozusagen jedem übergestülpt wird. Wir werden künftig noch deutlicher merken, wie unterschiedlich nah oder fern die Menschen zur Kirche oder zum Glauben stehen. Deswegen müssen wir noch viel mehr lernen, in differenzierter Weise auf die Menschen zuzugehen. Wir müssen, denke ich, eine „Pastoral des Umschließens“ entwickeln, nicht eine Pastoral, die ausgrenzt. Wir müßten eher sagen: „Du bist nicht fern vom Reich Gottes!“ Zur Zeit sagen wir noch zu häufig: „Du gehörst nicht zu uns!“ oder „Du kannst noch nicht voll teilnehmen!“ Ich weiß aber auch, welche Probleme damit aufbrechen ...

HK: Ist das nicht auch ein psychologisches Problem? Relativ geschlossene Gemeinschaften, ob durch Außendruck oder durch Selbstfindung entstanden, tun sich schwer, sich zu öffnen ...

Wanke: Wir dürfen das, was uns in der Vergangenheit durch die gesellschaftlich-politischen Verhältnisse aufgedrängt wurde, jetzt nicht zu einem Grundsatzstandpunkt

machen. Wir dürfen uns nicht geistig an den Rand drängen lassen. Wir neigen als kleine Kirche dazu zu meinen, wir müßten unsere Reihen geschlossen halten. Dies ist m. E. eine Gefahr. Wir müssen deutlich machen, daß das Evangelium ein Angebot für alle ist. Das schließt ein, daß wir ein breiteres Spektrum der Kirchengliedschaft ins Auge fassen müssen. Wir sollen Menschen in der Kerngemeinde sammeln, aber wir haben uns auch solchen zu öffnen, die sich nur halb mit der Kirche identifizieren können oder überhaupt erst in eine erste Beziehung mit der Kirche als Glaubenswirklichkeit kommen wollen. Ausdrucksformen für deren Glaubenswilligkeit oder wenigstens anfängliche Glaubensbereitschaft zu entwickeln, das wird unsere seelsorgliche Anstrengung sein müssen.

„Sich gegenseitig helfen, die christliche Substanz zu stärken“

HK: Beherrschend im Raum DDR ist die evangelische Kirche. Im Vergleich zu ihr hat die katholische Kirche weitgehend gesellschaftliche Abstinenz geübt. Grundsatzstrategie war die Erhaltung der Seelsorgsstrukturen, die den Gläubigen Halt in einem ihnen feindlich gesonnenen Staat bieten sollten. Wie sehen Sie heute, wo sich das Verhalten auch auf katholischer Seite gewandelt hat, Vor- und Nachteile dieser Strategie im Verhältnis zu den evangelischen Christen, aber auch gegenüber der Gesamtbevölkerung?

Wanke: Ich möchte Ihre Eingangsfeststellung ein wenig korrigieren. Man kann nicht einfach sagen: Wir Katholiken haben uns herausgehalten. Wir sind z.T. andere Wege gegangen als unsere evangelischen Schwesterkirchen, aber wir mußten im Raum der Kirche ebenso auf die gesellschaftlichen Probleme antworten wie sie. In vielen Fragen, besonders im Bildungsbereich, haben wir sehr klar Flagge gezeigt. Die Menschen auf der Straße wußten, daß die katholische Kirche mit dem Staatssozialismus nichts im Sinn hatte. Bei der ökumenischen Versammlung der Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften in der DDR 1988/1989 hatten unsere katholischen Delegierten durchaus Substantielles zur Gegenwartssituation aus unserer kirchlichen Arbeit beizusteuern. Im Blick auf die evangelischen Kirchen in der DDR gilt freilich zu beachten: Wir haben dort ein breites Spektrum an theologischen Positionen, die jeweils recht unterschiedliche gesellschaftspolitische Optionen verfolgten. Es gibt Gruppierungen und Strömungen, mit denen wir uns theologisch und auch politisch gut verständigen konnten. Gerade hier im Thüringer Raum haben wir mit führenden Männern der hiesigen Landeskirchen in den letzten Jahren in guter und sachlicher Weise um Fragen des Verhältnisses von Kirche und Gesellschaft gerungen, etwa um die Bedeutung der Formel „Kirche im Sozialismus“ ...

HK: Wie wirkt sich das in der jetzigen Situation aus – entlastend oder behindernd?

Wanke: Entlastend für das ökumenische Verhältnis insofern, als wir uns wegen unterschiedlicher Einstellung zum

SED-Staat nicht mehr auseinanderdividieren müssen. Das könnte, so hoffe ich, in Zukunft das ökumenische Zusammenwirken leichter machen. Es kann freilich auch sein, daß sich künftig andere ökumenische Irritationen stärker bemerkbar machen, die dann aber mehr von Fragen der Theologie und der kirchlichen Praxis herkommen, etwa das Drängen auf gemeinsames Abendmahl, also auf Dinge, die grundsätzliche theologische Differenzen zwischen unseren Kirchen betreffen.

HK: Ich wollte noch einmal fragen, wieweit sich die gesellschaftspolitische Abstinenz, man bezog Grundsatzpositionen zur Jugendweihe, zur Abtreibung, zu Friedensfragen bzw. die andere „katholische Strategie“, negativ oder positiv auf die jetzigen Möglichkeiten auswirkt.

Wanke: Ich wage es nicht, in grundsätzlicher Weise Folgerungen im Blick darauf zu ziehen, was sich in unserem Verhalten ausgezahlt hat oder nicht oder sich noch auszahlen könnte. Im ökumenischen Verhältnis war es sicher so, daß wir mit den evangelischen Schwesterkirchen in mancher Hinsicht getrennt marschiert sind, aber in vieler Hinsicht auch gemeinsame Siege errungen haben, und zwar bei der Festigung unserer Gläubigen in ihrer inneren Widerstandskraft gegenüber der SED und ihrem Bemühen, ihre Weltanschauung mehr oder minder gewaltsam den Menschen aufzudrängen. Vielleicht hat es in gewisser Hinsicht sogar eine gewisse Arbeitsteilung zwischen unseren Kirchen gegeben, die sich günstig auswirkte. Eine kämpfende Truppe – man verzeihe mir einmal das militärische Bild – braucht geschlossene Verbände, die beieinanderbleiben, aber auch bewegliche Kampfgruppen, die das Terrain erkunden und den Feind an verschiedenen Stellen attackieren. Doch halte ich solche Überlegungen jetzt für müßig. Wichtiger ist, daß wir uns als evangelische und katholische Christen gegenseitig helfen, die christliche Substanz in unserem Volk zu stärken und gemeinsame Wege der Neuevangelisierung zu beschreiten.

„Wenn der christliche Glaube überhaupt eine politische Dimension hat, dann die, den Himmel offen zu halten“

HK: Wenn man quer durch die Konfessionen hinhört, dann fällt einem auf, daß das Wort christlich unter den bekennenden Christen hier konfessionsübergreifend einen besonderen Klang hat. Entgegen noch nachwirkenden gesamtdeutschen konfessionellen Traditionen hat man den Eindruck, der Katholik sehe im Protestant in erster Linie den Christen und der Protestant im Katholiken auch. Hat sich da etwas grundlegend geändert, und ist das eine Erfahrung, die Sie in den gesamtdeutschen Kontext mit einbringen können?

Wanke: Es sind jedenfalls positive Erfahrungen, die in dem Phänomen wurzeln, daß wir durch die äußeren Umstände zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammengefügt wurden. Der Katholik, der dem evangelischen Christen

im Alltag des Betriebes begegnete, sah gewiß mehr Gemeinsames als Fremdes in ihm. Doch ist zu bedenken, daß inzwischen auch in unseren Reihen das Verständnis für konfessionelle Ausprägungen des Glaubens zurückgeht.

HK: In welche Richtung könnte die Gemeinsamkeit zwischen den Konfessionen weitergeführt werden?

Wanke: In die Richtung, daß wir als Kirchen zu Problemen unserer Gesellschaft, auch speziell zu ethischen Fragen, mit gemeinsamer Stimme sprechen. Es ist wichtig, daß die Kirchen sich in ihren jeweiligen Gewissensüberzeugungen wirklich respektieren und nicht in falscher Weise bedrängen. Aber es ist noch wichtiger, daß wir alle Gemeinsamkeiten ausschöpfen, die uns schon jetzt möglich sind. Die Menschen erwarten von uns Christen diese Einheit.

HK: Die evangelische Kirche, das ist bekannt, war treibende Kraft in der Wende, bzw. viele treibende Kräfte der Wende kamen aus der evangelischen Kirche. Die katholische Kirche hat sicher auch davon profitiert. Jetzt, im Wiederaufbau, kann sich die katholische Seite in Grundsatzfragen jedenfalls gezielter und einheitlicher artikulieren durch die katholische Soziallehre, die wiederum manchen Evangelischen nicht schreckt. Entstehen da trotz der erlebten Gemeinsamkeit neue Konfliktlinien?

Wanke: Wir müssen sehr darauf achten, daß solche Irritationen sich nicht ausweiten. Es dürfen nicht wieder alte konfessionalistische Ängste erwachen. Sicherlich hat die evangelische Kirche vor der „Wende“ für viele politische Kräfte ein Dach geboten, die nicht unmittelbar christlich orientiert waren. Natürlich gab es darunter auch viele evangelische Christen, zumal Pastoren, wie wir jetzt sehen. Aber es waren auch zahlreiche Katholiken, die in ökologischen und anderen Gruppierungen für eine „Wende“ gearbeitet haben. Uns wurde in den letzten Jahren zunehmend bewußt, daß wir als katholische Christen aus der Enge einer rein binnenkirchlichen Orientierung heraustreten müssen. Der gemeinsame Hirtenbrief der Berliner Bischofskonferenz vom Oktober 1988 war ein positives Signal für diesbezügliche Bemühungen. Wir sollten nun sorgfältig die Chancen, die sich uns jetzt bei der weiteren Verfolgung dieses Anliegens bieten, nutzen. Aber wir müssen auch darauf achten, daß wir bei unserer eigentlichen Aufgabe bleiben. Wenn überhaupt der christliche Glaube eine politische Dimension hat, dann die, den Himmel offenzuhalten und Menschen zu befähigen, Widerstandskräfte zu entwickeln gegen alle Versuche, die vollkommene Gesellschaft herbeizuzwingen. Als Kirche haben wir Gott zu bezeugen. Wo Gott angebetet wird, kommt auch der Mensch nicht zu kurz. Der christliche Glaube und das vom Glauben inspirierte Menschenbild werden dann auch helfen, eine humane Gesellschaft zu verwirklichen. Daß dabei auch die Einsichten der katholischen Soziallehre eine Rolle spielen werden, steht außer Frage.

HK: Folgt man Ihrem Konzept, dann kommt es einem etwas verquer vor, daß in einer Bevölkerung, die in der

Mehrheit keiner Kirche angehört, das kirchliche Personal vielfach den politischen Ton angibt. Wird da mehr Schein erweckt, als Substanz vorhanden ist?

Wanke: Da gebe ich Ihnen recht. Für Außenstehende mag durch die starke Präsenz der Pastoren im politischen Geschäft der Eindruck entstehen, es sei auch eine starke christliche Grundsubstanz in der Gesellschaft vorhanden. Da muß man die Dinge sehr realistisch sehen. Die Zahlen sind bekannt: 5 Millionen evangelischer Christen unter 16 Millionen DDR-Einwohnern, eine knappe Million Katholiken, vielleicht einige tausend Menschen, die Freikirchen angehören, und diese alle nochmals in sehr unterschiedlicher Nähe zu ihren jeweiligen Kirchen. Wir sollten sehr darauf achten, daß wir als Kirchen jene Dimension in das menschliche Zusammenleben einbringen, die diesem notwendig innewohnen muß: Uns rettet nicht eine rein innerweltliche Perfektion. Wir brauchen einen Konsens in Grundwerten und Grundüberzeugungen, der jenseits des Machbaren und Vorfindlichen verankert sein muß. Dazu müssen die Kirchen einen Beitrag leisten, bzw. dafür müssen sie auch unter den Nichtgläubenden werben. Darauf wird auch die kommende gesellschaftliche Ordnung angewiesen sein.

„Wir müssen als Kirche deutlich machen, daß wir uns nicht selbst suchen“

HK: Da wären wir nochmals bei der Ausgangsfrage. Was muß Kirche tun bzw. wie muß Kirche sein und handeln, um das in einer frei gewordenen Bevölkerung zu erreichen bzw. zu bewahrheiten?

Wanke: Für mich ist die Grundfrage der seelsorglichen Arbeit in naher Zukunft die, ob es gelingt, unsere Alltagserfahrungen mit Erfahrungen der Nähe Gottes zu vermitteln. Ist unser Leben wirklich transzendenzlos geworden? Ich bin der Meinung, es ist nur vieles verschüttet, was aufgedeckt werden muß. Die Menschen stehen dem Geheimnis Gottes viel näher, als sie glauben ...

HK: Bei Ihnen verschüttet durch die aufgezwungenen Verhältnisse, bei uns durch die Konsumgesellschaft?

Wanke: ... und vielleicht durch die Unfähigkeit, den Namen Gottes zu buchstabieren, den er unter heutigen Verhältnissen angenommen hat. Für mich ist ein Hoffnungszeichen, wie der Gedanke der Gewaltlosigkeit einen breiten Konsens gefunden hat in einer Gesellschaft, die über Jahrzehnte mit marxistischen Klassenkampftheorien indoktriniert worden ist. Auf einmal kommt der Gedanke, der Urgestein der Bergpredigt ist, daß nur die Gewaltlosen das Land besitzen werden, zum Durchbruch. Oder auch das augenblickliche Pathos der Wahrheitssuche bei den politischen Führungskräften, in dem sich m.E. das Suchen nach einer ganzheitlichen Gestalt des Lebens manifestiert. Das sind Spurenelemente des Christlichen. Das alles stimmt mich hoffnungsvoll. Hier könn-

ten neu Zugänge zum Evangelium gewonnen werden. Wir müssen freilich als Kirche deutlich machen, daß wir uns nicht selbst suchen, sondern daß wir letztlich nur Sachverwalter des Evangeliums sind und daß wir für das Geheimnis des Lebens, das auch andere Menschen angerührt hat, einen Namen haben.

HK: In Gesprächen entsteht hier häufig der Eindruck, daß die Kirchen nicht nur Raum für die Wende zur Verfügung gestellt und sich an den „Runden Tischen“ beteiligt haben, sondern daß, nachdem alle Welt- und Lebensdeutung auf den Marxismus-Leninismus eingeengt war, es nun ein großes Bedürfnis gibt, über alles, was Sinnhorizont ist, neu nachzudenken, und daß viele Voreingenommenheiten nicht so wirksam sind wie im Westen. Ist das der gegenwärtige Kairos für das Christentum hier?

Wanke: Ich denke schon. In gewisser Weise könnten wir hier einen gewissen Vorlauf haben für den Weg der Kirche in der nahen Zukunft. Wir hatten uns ja schon länger in einer radikal säkularisierten bzw. „nachchristlichen“ Gesellschaft zu behaupten. Ich weiß freilich auch um die Schwächen unserer Kirche und unserer kirchlichen Strukturen. Aber es gibt geistliche Erfahrungen, die wir entdeckt haben und die nun zu vermitteln sind. Geistliche Erfahrungen, die gerade in dieser scheinbar so gottfernen Gesellschaft neue Berührungspunkte für Gott erschlossen haben. Wir haben Formen entwickelt, die Nähe Gottes mitten im Alltag zu leben und sie in einer sehr verborgenen Weise auch zu feiern. Da sehe ich eine wesentliche Aufgabe unserer Pastoral, dies zu bewahren und noch zu verstärken. Ich habe oft die Sorge, daß wir in der Seelsorge zu geschäftig sind, daß wir zu viele Dinge machen und künftig noch mehr machen möchten. Es kommt darauf an, zur Berührung mit Gott mitten im Alltag anzustiften. Wir müssen gleichsam die „Räume“ anbieten, in denen sich diese Nähe Gottes ereignen kann, Räume der Stille z. B. oder Räume einer unspektakulären Alltagsolidarität, nicht zuletzt auch Räume der Anbetung. Da sind wir als Kirche auch künftig unersetzbar.

„Es ist da vieles in der Stille entstanden“

HK: Also mehr das prophetisch-geistliche als das institutionelle Element verkörpern ...

Wanke: Die Kirche muß ein personales „Gesicht“ erhalten. Alles Institutionelle muß letztlich der persönlichen Bezeugung dessen dienen, was wir zu verkünden haben. Insofern wird sich in naher Zukunft auch die äußere Gestalt der Kirche noch mehr in diese Richtung verändern müssen. Ich bin auch davon überzeugt, daß wir bei der Suche nach dieser neuen Gestalt von Kirche noch viel mehr gemeinsam nachdenken müssen, sowohl wir als Seelsorger miteinander – wir sind ja immer noch bestimmt von der Gestalt des pastoralen Einzelkämpfers –, aber auch zusammen mit unseren Gläubigen. Die Amtsträger müssen sich auch als Hörende verstehen, als Leute, die

selbst in vieler Hinsicht lernen müssen, neuen Gegebenheiten in Gesellschaft und kirchlichem Leben gerecht zu werden, um anderen wirklich helfen zu können ...

HK: Ist es eine Schwäche des Katholizismus in der DDR, daß der Klerus unter den konkreten Verhältnissen der SED-Zeit zwar eine relativ starke Stellung innerhalb des der Kirche verbliebenen Freiraumes hatte, daß aber das handelnde Miteinander im Aufbau der Gemeinde und im Wirken nach außen sich erst noch entwickeln muß?

Wanke: Sicherlich fehlten in der Vergangenheit bei uns manche Strukturen, die für die Kirche in der modernen Gesellschaft nützlich und wichtig sind, z. B. Verbände, auch eine Präsenz in den Medien. Dadurch kam das Miteinander im Raum der Gemeinde bei uns nicht so spektakulär in den Blick wie in freien Ortskirchen. Aber ich meine, daß wir und auch jene, die vor uns pastorale Verantwortung hatten, sehr engagiert versucht haben, die Konzilserekenntnis in den kirchlichen Alltag umzusetzen, die besagt, daß alle in der Kirche gleichsam Subjekt werden müssen. Es ist da vieles in der Stille entstanden, auf dem wir weiterbauen können. Aber ich gebe zu, daß wir lernen müssen, noch sehr viel stärker in die Gesellschaft hineinzuwirken. Eine Hilfe dafür könnten auch hier bei uns Laienorganisationen sein, die sich zu echter laikaler Eigenständigkeit entwickeln.

HK: Lohnt es sich, speziell was die Laienaktivitäten betrifft, noch am Modell Bundesrepublik anzusetzen, wie man es offenbar doch im Auge hat; zum einen fehlt hier in der DDR weitgehend das verbandliche Element, zum anderen hält die starke institutionelle Laienbewegung dort längst nicht mehr, was sie in den vierziger und fünfziger Jahren noch versprochen hat. Bedarf es da nicht offener, mobilerer Formen?

Wanke: Jede Ortskirche wird ihre Vergangenheit mitbringen. Diese wird mit uns gehen im Positiven wie im Negativen. Ich gebe Ihnen aber darin recht, daß man in der Frage der Laienorganisationen nicht einfach kopieren kann. Und ich bin auch sehr zurückhaltend, wenn die in der Bundesrepublik gewachsenen Verbandsstrukturen so ohne weiteres übernommen werden sollen. Ich sage den engagierten Laienchristen und den Geistlichen: Prüft, was sich euch anbietet, nehmt Hilfen gern in Anspruch! Aber wir müssen den Verhältnissen hier bei uns gerecht werden. Das könnte bedeuten, daß wir nach eigenen Organisationsformen Ausschau halten müssen. Doch sollten diese so offen sein, daß wir nicht später gesamtdeutschen Verbandsstrukturen im Wege stehen.

HK: Was ist das Eigene, das Sie erhalten oder auch einbringen wollen?

Wanke: Ein Proprium, das ich hier nur stichwortartig anführen möchte, ist ohne Zweifel die starke Gemeindeprägung unseres Katholizismus. Ich bin kein Gemeindero-mantiker, der meint, daß kirchliches Leben sich nur in Gemeindestrukturen darstellen könnte. Aber die lebendige Gemeinde in ihren vielfältigen Formen wird doch für

das kirchliche Leben in Zukunft entscheidend sein. Und das würden wir gern mit einbringen: daß in den verschiedenen Lebensäußerungen der Gemeinde auch der Ansatz zu suchen ist für das, was wir Weitergabe des Glaubens nennen. Also festzuhalten an der sonntäglichen Gemeindefeier, in der alle angesprochen und zum Mittag eingeladen sind. Oder dazu zu ermuntern, daß der Kern der Gemeinde mit eintritt in die Glaubensverkündigung und dies nicht nur jenen überläßt, die amtlich damit betraut sind. Oder auch erkennbar zu machen, daß die Liebe Christi auf vielerlei Weise Gestalt gewinnen muß, nicht nur in der Institution Caritas, sondern in vielen nichtinstitutionalisierten Formen der Caritas von Mensch zu Mensch, von Gruppe zu Gruppe. Wir sind gegenwärtig etwas hilflos, wenn wir auf die Möglichkeiten schauen, die sich für uns als Kirche aus einer freiheitlich-rechtsstaatlichen Grundordnung ergeben, z. B. schulischer Religionsunterricht oder staatlich eingezogene Kirchensteuer. Diese Fragen dürfen sich jetzt nicht in den Vordergrund drängen. Wenn es uns gelänge, Gemeinden lebendig zu erhalten als Ort der Glaubensfreude und der Glaubensentfaltung, der ausstrahlt in die Familien und kleinen Gruppen, das wäre mir wichtig.

„Nicht die Chance verspielen, auch öffentlich präsent zu sein“

HK: Sie geben mir das Stichwort für die staatskirchenrechtliche Problematik. Finden solche Einrichtungen wie der staatliche Einzug der Kirchensteuer, oder Sie nannten das Beispiel schulischer Religionsunterricht, hier überhaupt einen sinnvollen Ort? Hat die Nutzung einer wieder gesprächsoffener gewordenen Situation im Verhältnis zu den gesellschaftlichen und geistigen Kräften nicht in jeder Beziehung Vorrang vor institutionellen Sicherungen?

Wanke: Ohne hier auf Einzelheiten einzugehen, möchte ich doch grundsätzlich sagen: Wir werden als Kirche nicht die Chance verspielen dürfen, auch öffentlich in der Gesellschaft präsent zu sein. Insofern stehe ich voll zu dem, was das bundesdeutsche Grundgesetz den Kirchen ermöglicht. Was da grundgelegt ist, muß bewahrt und weiter entwickelt werden in die Zukunft hinein. Ich sagte schon, Kirche darf sich nicht an den Rand drängen lassen. Sie darf auch nicht Kirche nur der voll identifizierten Christen werden, gleichsam eine „Elitekirche“. Sie muß deutlich machen, daß sie einen legitimen Ort in der Gesellschaft hat und eine Aufgabe, die auch für die Gesellschaft insgesamt bedeutsam ist. Der Staat braucht Bürger, die aus christlicher Motivation heraus den gesellschaftlichen Organismus verantwortlich mitgestalten. Das soll dem Staat auch etwas wert sein. Die Kirche braucht nicht Privilegien, sondern sie braucht die Möglichkeit, auch öffentlich-rechtlich wirksam zu werden für das Wohl der Gesellschaft und ihrer verschiedenen Gruppen, vor allem der Ehen und Familien. Ob bestimmte Rechte dann auch jeweils unter den hiesigen Diasporabedingungen in An-

spruch genommen werden, das muß im einzelnen geprüft werden. Die Grundfrage muß immer sein: Dient das dem Auftrag der Kirche, oder verdunkelt es diesen Auftrag?

HK: Seitdem die Wiederherstellung der staatlichen Einheit in Sichtweite gerückt ist, wird von mancher Seite gedrängt, auch die kirchlichen Verhältnisse möglichst im alten Zustand wiederherzustellen bzw. auch diözesan wieder zusammenzuführen, was wegen der politischen Grenzen getrennt bzw. vereinigt war. Drängt das angesichts der seelsorglichen doch recht unterschiedlichen Situation wirklich so sehr?

Wanke: Die Kirche ist gut beraten, wenn sie zunächst die klare Lösung der deutschen Frage im politischen Sinn abwartet. Wenn die innerdeutsche Grenze gefallen ist, sollte auch überlegt werden, wie die kirchlichen Gebiete umschrieben werden. Diese Überlegungen können jetzt natürlich schon beginnen. Doch ist wohl noch nicht die Zeit dafür reif, die Frage schon definitiv zu beantworten, ob der alte Zustand der Diözesangrenzen wieder herzustellen ist oder ob aus seelsorglichen Gründen Neuumschreibungen erfolgen sollen.

HK: Gegen das seelsorgliche Argument einer Neuumschreibung führen manche das Argument ins Feld, man sei hier als Diözesen in welcher Umschreibung auch immer gar nicht lebensfähig. Ist das Realismus oder Kleinmut? Was politisch der Landesfinanzausgleich schafft – auch die Bundesländer auf dem Gebiet der DDR, wenn sie dann entstehen sollen, werden eines kräftigen Finanzausgleichs für längere Zeit bedürfen –, müßte ja wohl auch kirchlich durch interdiözesanen Finanzausgleich bewerkstelligt werden können.

Wanke: Da gebe ich Ihnen sehr recht. Es war ja auch vor dem Krieg so, daß Gemeinden im Norden und im Osten Deutschlands weitgehend gelebt haben von dem Einsatz der katholischen Diözesen im Westen und Süden. Da lassen sich wohl auch in Zukunft Formen einer weitergehenden Solidarität mit den weniger gut ausgestatteten Ortskirchen finden. Entscheidend ist allein: Was dient wirklich der Seelsorge? Auch kleinere Diözesangebiete können ihren Vorteil haben. Ich könnte mir auch denken, daß es für die neuentstandenen Länder innerhalb der DDR gut wäre, auch einen katholischen Ansprechpartner zu haben. Aber das muß im einzelnen geprüft werden. Deutlich gemacht worden ist aber bei dem jüngsten Treffen unserer beiden Bischofskonferenzen in Augsburg, daß der Wille zur politischen Einheit von uns mitgetragen wird. Und deutlich ist auch gesagt worden, daß wir in der DDR als eigenständige Bischofskonferenz dann nicht mehr bestehen müssen, wenn die politische Einheit unseres Vaterlandes verwirklicht wird.

HK: Muß sich das unbedingt nach den politischen Verhältnissen richten? Eigenständige Situationen erfordern auch eigenständige Entscheidungen mit entsprechenden Konsultationen. Überdies gibt es regionale Bischofskonferenzen auch in der Bundesrepublik.

Wanke: Es wird nicht notwendig sein, daß wir eine auctoritas territorialis bleiben, also eine Bischofskonferenz mit voller kirchenrechtlicher Eigenständigkeit. Die Errichtung der Berliner Bischofskonferenz war in der Tat eine Reaktion des Heiligen Stuhles auf die politische Trennung Deutschlands. Aber daß wir im Raum der jetzigen DDR noch längere Zeit seelsorgliche Fragen und viel-

leicht auch Fragen unserer besonderen gesellschaftlichen Situation zu besprechen haben, ist wahrscheinlich. Deswegen dürfte es sinnvoll sein, daß wir uns auch später zu gelegentlichen Besprechungen gesondert treffen, so wie das auch die bayrischen Bischöfe tun, aber eben dann im Rahmen einer gemeinsamen deutschen Bischofskonferenz.

„Wir stehen erst am Anfang“

Fragen an Professor Hans Joachim Meyer

Hans Joachim Meyer ist Gründungsvorsitzender des „Gemeinsamen Aktionsausschusses katholischer Christen in der DDR“. Er ist Anglist, Professor an der Humboldt-Universität und jetzt (als Parteiloser für die CDU) Minister für Bildung und Wissenschaft im Kabinett Lothar de Maizière. Wir fragten ihn nach der Bedeutung der Neugründung eines DDR-weiten Laienforums und nach der kirchlichen und gesellschaftlichen Rolle und Stellung katholischer Laien in der DDR.

HK: Herr Professor Meyer, der Gemeinsame Aktionsausschuß katholischer Christen in der DDR hat eine bemerkenswerte Erklärung zur Volkskammerwahl veröffentlicht (vgl. HK, April 1990, 176 f.). Wer war der eigentliche Adressat, die Parteien und die Bevölkerung in der DDR oder die Katholiken in ihren Gemeinden?

Meyer: Die Erklärung war in erster Linie an die katholischen Christen gerichtet. Wir stehen ja erst am Beginn eines großen Gesprächsvorgangs, und die katholischen Christen waren bis zur Wende noch kaum in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit präsent, soweit diese nicht durch das absolute Machtmonopol der SED überhaupt blockiert war. Zwar gab es Katholiken, die sich an der neuentstehenden alternativen Öffentlichkeit beteiligten, aber auch diese wurde nur von relativ wenigen Katholiken getragen und war geprägt von evangelischen Christen und oppositionellen Marxisten. Im Unterschied zur evangelischen Kirche verfügt die katholische Kirche auch über keine synodalen Strukturen, und so fehlte ein kontinuierlicher innerkirchlicher Kommunikationsverbund unter Katholiken in gesellschaftlichen Fragen. Dem wollten wir sowohl mit der Gründung des Gemeinsamen Aktionsausschusses wie mit der Erklärung zur Wahl begegnen.

„Es ist nicht so, daß plötzlich von oben begonnen wurde“

HK: Die Wahlerklärung hat sich auf die Klarstellung von gesellschaftspolitischen Zielvorstellungen beschränkt, diese aber deutlich benannt und im Unterschied zu Wahlerklärungen katholischer Gremien in der Bundesrepublik

Nähe zu einer bestimmten Partei oder Parteienkonstellation wenigstens unmittelbar nicht erkennen lassen. Erklärt sich das aus der momentanen Situation, in der sich auch die Parteien in der DDR befinden, oder hat das noch andere Gründe?

Meyer: Wir wollten zunächst vor allem einen Beitrag zur Selbstverständigung leisten. Dieser Prozeß hat bereits mit dem Katholikentreffen in Dresden 1987 begonnen, wenn auch nicht alle Früchte von Dresden gereift sind, und hat sich fortgesetzt im Gespräch mit den evangelischen Christen in der Ökumenischen Versammlung für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung. Gegenwärtig sind Katholiken wie die meisten Bürger der DDR vor schwierige politische Fragen und Entscheidungen gestellt. Die Volkskammerwahlen gaben Anlaß, Orientierungshilfen zu formulieren. Wir gingen dabei von dem aus, was man politische Mündigkeit katholischer Christen nennt. Wir wollten jeden Eindruck vermeiden, für andere sprechen oder andere vereinnahmen zu wollen. Natürlich zählte dazu auch der Umstand, daß es unter den jetzt sich engagierenden katholischen Christen auch eine erhebliche Meinungsbreite gibt.

HK: Sie haben nun eine DDR-weite Laienorganisation aufgebaut und sich entsprechend erklärt. Aber wird da an der Spitze organisatorisch nicht etwas vorweggenommen, dem noch der Unterbau fehlt?

Meyer: Ich sehe da keinen Gegensatz, zumal wir nicht an der Spitze begonnen haben. Jedenfalls war es im Berliner Raum so, daß sich zunächst unterschiedliche Gruppen und Kreise gebildet haben, die sich dann im Berliner Aktionsausschuß katholischer Christen zusammengefunden haben. Und ähnlich war es in anderen Jurisdiktionsbezirken. Es ist nicht so, daß am 17. Februar mit der endgültigen Gründung des Gemeinsamen Aktionsausschusses für den Gesamtbereich DDR sozusagen von oben begonnen wurde und man erst jetzt versucht, den Unterbau zu schaffen, sondern es war gerade umgekehrt. In allen Jurisdiktionsbezirken haben sich seit Oktober, praktisch also seit Beginn der Wende, zahlreiche Gruppierungen zu Aktionsausschüssen zusammengefunden. Und sowohl die